

Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 25 (1957)
Heft: 1

Artikel: Einer von Vielen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-567318>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Einer von Vielen

Mit einem kleinen Brief fing es an. Er lag nachmittags im Postfach. Er enthielt einen eilig mit Bleistift geschriebenen Zettel:

«Liebe Kameraden, holt bitte meinen Koffer auf dem Handgepäck im Hauptbahnhof ab. Er enthält die Dinge, die nicht in andere Hände fallen sollen. Ich danke euch allen für die schönen Stunden, die ich im Kreis verleben durfte. Mich seht ihr nicht wieder. Euer Carl.»

Ein kleines Bild des Absenders lag dem Zettel bei. Natürlich kannten wir ihn. Er war ein regelmässiger Besucher der Klubabende gewesen, wenn er auch in der letzten Zeit nicht mehr viel gekommen war. Ein ruhiger Junge, der durch sein stilles, unauffälliges Wesen angenehm auffiel.

Wir sahen uns an. Was bedeutete der Zettel? Was war geschehen? Was würde geschehen? Sollte wieder in der Zeitung von dem unaufgeklärten Selbstmord eines jungen Menschen berichtet werden? Hatte hier wieder jemand nicht den Weg zu einer Aussprache gefunden, die vielleicht einen gangbaren Weg aus dem Dunkel hätte zeigen können? Und das Schlimme war, dass ich den Schreiber der Zeilen noch vor zwei Tagen auf der Strasse gesehen hatte. Man freut sich immer, wenn man in der grossen Stadt einen Kameraden trifft, aber Carl war ausser Rufweite gewesen. Schon fing der Selbstvorwurf an, sein Haupt zu erheben. Würdest du ihn vielleicht angesprochen haben, hätte er vielleicht den Zettel nicht zu schreiben brauchen. Sollte wieder einmal die schlimmste aller menschlichen Untugenden, die Trägheit des Herzens, ihr gefährliches Spiel getrieben haben?

Es blieb uns nicht viel zu tun übrig. Der Zettel gab keinerlei direkte Hinweise, denen wir hätten folgen können. So blieb uns nur übrig, den Koffer von der Bahn zu holen und ihn aufzubewahren.

Es verging eine Woche. Jedesmal, wenn unser Blick auf den kleinen Lackkoffer fiel, überfiel uns die Sorge von neuem. Wo mochte sein Besitzer sein? In den Zeitungen dieser Woche war kein Freitod gemeldet worden. Vielleicht war etwas ganz anderes geschehen — wer konnte es wissen?

Da ging nach einer guten Woche nachmittags das Telephon. Es war Carl. Seine Stimme kam leise und bedrückt aus der Leitung. Ja, er sei noch am Leben. Und ob wir seinen Koffer hätten? Und ob er einmal kommen dürfe, um alles zu erzählen? Ja, natürlich. Er solle sofort kommen. Die Erleichterung war gross, als er seinen Namen nannte — was auch geschehen war, wir hatten keinen Selbstmord vor uns, und das war im Augenblick alles, was von Bedeutung war.

Eine halbe Stunde später läutete er. Ich machte ihm auf, und er kam mit gesenkten Augen herein. Ich setzte ihn in den Sessel im Büro. Da sass er mir nun gegenüber. Vielleicht 25 bis 26 Jahre alt, jung und nett, gut angezogen, sauber, adrett. Was war hinter den Zügen dieses Gesichts vorgegangen?

«Ja, ich wollte mir das Leben nehmen», sagte er, als ich ihn fragte. «Ich war am Ende mit meiner Kraft und so verzweifelt, dass ich keinen anderen Weg mehr sah.»

«Was haben Sie denn nur um Himmelswillen angestellt?»

«Erst wollte ich mich mit meinem Karabiner erschiessen, dann hätte es vielleicht wie ein Unfall beim Gewehrreinigen ausgesehen —».

(Das wäre wieder einer der vielen Unfälle mit dem Karabiner gewesen, an die kein Mensch glaubt.)

«— Aber der Bekannte, der ein Zimmer in meiner Wohnung hat — er ist mein Freund von mir, aber nicht «so» — kam dazu und muss wohl was gemerkt haben, und da hatte ich nicht mehr den Mut, mich zu erschiessen.»

(Gottseidank, dachte ich, wenn doch nur immer jemand dazu käme, wenn junge Männer ihr Gewehr reinigen. Diese verdammten Gewehre — der Teufel soll sie alle holen!)

«— Aber ich hatte mir Schlafmittel besorgt. Und die habe ich dann genommen, nachdem ich einen Brief an meine Eltern geschrieben hatte».

«Und was geschah dann?»

«Ich hatte mir zwei Sorten Schlafmittel besorgt und nahm sie gleich alle beide. Ich bin dann auch schnell eingeschlafen, aber nur kurz. Ich wurde wach, weil mir hundeelelend war. Mein Magen hatte das Zeug nicht richtig verarbeitet und mir wurde entsetzlich schlecht, ich musste mich übergeben —».

(Was für ein Glück!)

«— Dann muss ich wohl gerufen haben, ehe ich das Bewusstsein verlor. Aber der Bekannte hat es gehört und liess gleich einen Arzt kommen. Und der hat mich noch gerettet.»

«Und was ist denn um Himmels willen der Grund für diesen Streich gewesen?» Die grosse Erleichterung, den jungen Menschen lebendig vor mir sitzen zu sehen, wird jetzt fast von Unmut abgelöst.

«Ich konnte nicht mehr weiterleben. Mein Freund —».

«Was ist mit Ihrem Freund?»

«Er hat mir den Laufpass gegeben.»

«Und?»

«Da wollte ich nicht mehr weiter leben. Ich hab schon ein paar Freunde in meinem Leben gehabt. Mit einem bin ich sogar anderthalb Jahre zusammen gewesen —».

(Anderthalb Jahre — das scheint ihm wohl eine bewundernswert lange Zeit für ein Zusammenleben zweier Freunde zu sein.)

«— Aber dieser Freund war die Erfüllung alles dessen, was ich mir immer gewünscht hatte. Und als er mir dann sagte er wolle heiraten, und müsse mich aufgeben, da wusste ich, dass mein Leben zu Ende war.»

«So sehr haben Sie ihn geliebt?»

«Ja. Er war mein Ein und Alles.»

«Und wie lange waren Sie mit ihm zusammen?»

«Schon vier Monate.»

Er fängt an zu weinen. Es ist kein lautes Weinen. Die Tränen fliessen ihm einfach aus den Augen. Da sitzt er vor mir, den Kopf hat er gesenkt und weint. Vier Monate hat die Freundschaft gedauert. Und sechsundzwanzig Jahre alt ist er . . .

Ich lasse ihn weinen — was soll ich auch sagen? Nach einer langen Weile hebt er den Kopf und sieht mich wieder an. Er wischt sich die letzten Tränen aus den Augen. Dann sagt er langsam und zögernd: «Ich hatte ja daran gedacht, einmal hierher zu kommen um zu reden. Aber Sie können mich ja doch nicht verstehen. Diese Liebe war mein ganzes Leben und als sie zu Ende ging, war auch mein Leben zu Ende.»

(Vier Monate.)

«— Was ich durchgemacht habe, kann kein Mensch auf Erden verstehen.»

(Glaubt er!)

Er sieht mich an und wartet auf meine Antwort. Aber mein eigenes Leben ist auf einmal zurückgetaucht in jene Welt, in der ich vor zwanzig Jahren lebte, in die Welt einer winkligen, verwunschenen Altstadt.

Dort sass ich an einem Sommerabend in meinem Zimmer, aus dem der Blick so schön auf die alten hochgiebligen Häuser der Nachbarschaft ging. Ich schrieb Abschiedsbriefe. Das Gift hatte ich einem Ingenieur entwendet, den ich kannte und der zu uns gehörte. Das nahm ich dann und legte mich zu Bett. Aber am nächsten Morgen wachte ich wieder auf. Ich kam mir wie ein heilloser Idiot vor, verbrannte meine Abschiedsbriefe, zog mich an und ging zur Arbeit. Dort brach ich eine Viertelstunde später zusammen. Das Gift war ein langsam wirkendes gewesen. Im Krankenhaus kam ich wieder zu mir. Man hatte mich noch retten können. Ein kleiner jüdischer Arzt mit den gütigsten Augen, die man sich vorstellen konnte, sass vor meinem Bett und sagte zu mir: «Wenn Ihnen nicht schon schlecht genug wäre, würde ich Ihnen jetzt den Hintern durchhauen, dass Sie vier Wochen nicht sitzen könnten.» Und wie recht hatte er! Während diese Bilder durch meine Gedanken gehen, fasste ich sie in Worte und erzähle es dem Jungen.

«Also haben Sie es auch einmal versucht», sagt er am Schluss.

«Ja, aber Gottlob ging es schief.»

«Und auch wegen einem Freund?»

«Natürlich.»

«Wie lange kannten Sie ihn denn?»

«Zehn Jahre. Ich war siebzehn, als ich ihn kennenlernte, und genau so alt wie Sie, als ich diesen Selbstmordversuch machte.»

«Aber hatten Sie denn keine anderen Freunde?»

«Nein», sagte ich, «in zehn Jahren nur diesen einen. Das Leben mit ihm war Himmel und Hölle, war Anziehung und Abstossung, war Kommen und Gehen, Liebe und Hass, Gemeinsamkeit und Trennung — bis zu jener Stunde, wo ich nicht mehr glaubte, weiterleben zu können.»

«Und dann?»

«Dann hatte ich mich von ihm freikämpft. Dieser elende Selbstmordversuch hatte sein Gutes gehabt. Denn das neugeschenkte Leben ist weitergegangen und hat mich zu anderen Ufern gebracht.»

«Ja», sagt Carl nachdenklich, «ich kann es Ihnen schon heute ein bisschen nachfühlen. Der Arzt hatte mich zur Beobachtung und Untersuchung ins Nervenspital überwiesen. Was sie dort in den letzten Tagen mit mir gemacht haben, hat mich schon manches vergessen lassen. Ich musste einfach um meine nackte Existenz kämpfen. Denn ich wollte dort wieder heraus, so schnell wie nur möglich. Sie wissen ja, diese Rorschach Teste —.»

(Vielleicht wird er ganz bald selber wissen, dass er in diesen Tagen im Kampf um seine Freiheit um den erneuten Zugang zum Leben gekämpft hat.)

Er erzählt mir nun noch lange von sich selbst. Von seinem Elternhaus, der Verständnislosigkeit seiner Eltern, von den Erziehungsfehlern, die gemacht wurden; er spricht auch von seinem gleichgeschlechtlichen Le-

ben — ich lasse ihn von allem berichten, ich spüre, wie gut es ihm tut, sich einmal der Lasten entledigen zu dürfen.

«Ja, Sie haben recht», sagt er am Schluss, «ich sehe es schon heute nach ein paar Tagen — dieser Selbstmord wäre kein Ausweg gewesen, sondern nur ein Kurzschluss».

«Und das Leben —».

«— Muss man weiterleben.» Er sagt es selbst. Dann fährt er zögernd fort: «Aber es ist oft so schwer. Und man hat Angst. Vor der Einsamkeit. Und nun, wo ich den Freund verloren habe —».

«— Wartet vielleicht schon ein besserer irgendwo auf Sie.»

«Nur —».

«— Ein bisschen Geduld und der Glaube an das Leben, mehr braucht es nicht.»

Ich glaube, es ist alles gesagt. Ausserdem ruft die Arbeit gezielterisch. So stehe ich auf und verabschiede den Jungen. Als wir an der Türe stehen, lächelt er zum ersten Mal. Ein leises, behutsames Lächeln.

«Sie haben recht», sagt er langsam, «ich war ein Narr. Und ich muss dankbar sein, dass es schief gegangen ist.»

Als ich die Türe hinter ihm schliesse, atme ich erleichtert auf.

Aus der Kreis-Praxis.

Amerikanische Polizeimethoden

Er hatte seit einer Viertelstunde unter einer Strassenlaterne auf dem belebten Hollywood Boulevard gestanden. Sein Name war Robert Newstetter. Er verfolgte mit den Augen das Auto, das langsam um den Häuserblock fuhr. Der Fahrer wollte sich offenkundig «etwas auflesen»! Zuletzt hielt der Wagen am Strassenrand an. Der schlanke, dunkelhaarige Fahrer sagte leise durch das niedergelassene Wagenfenster:

«Würden Sie gerne eine kleine Autofahrt machen?»

Newstetter öffnete den Wagenschlag und stieg ein. Polizist Robert Newstetter von der Los Angeles Polizei. Er war bei der Sittenpolizei und seine Aufgabe war es, die Strassen von krimineller Homosexualität zu säubern.

Der Fahrer, Albert Scheir, 33 Jahre alt, brachte den Wagen in den Strassenverkehr und lächelte den Polizisten an. In der nächsten Minute lag seine Hand auf dem Knie seines Fahrgastes. Dann machte seine Hand eine andere Bewegung — und die Suppe war ihm versalzen.

«Ich bin Polizist», sagte Newstetter, «Sie sind verhaftet.»

Voller Wut, dass er in die Falle gegangen war, riss Scheir ein Dolchmesser aus der Tasche und griff den Polizisten mit der Wut eines Tigers an. Er stach neunmal zu — in den Leib, die Beine, den Rücken, den Hals und die Hände. Dann stiess er den blutenden Polizisten aus dem Wagen und fuhr flüchtend davon.

Flüchtend vor der Polizei — aber nicht vor seinem Gewissen. Einige Stunden später wurde Albert Scheirs Leichnam in seinem Wagen gefunden. Er hatte Selbstmord begangen. Am Schaltbrett hing ein Zettel. «Das Leben ist den Kampf nicht wert.»

Wieder war ein «Fall» in den Akten der äusserst zuverlässigen Los Angeles Polizei, Abteilung Homosexualität, geklärt.

Im Gegensatz zur öffentlichen Meinung sind Homosexuelle nicht immer die zarten, harmlosen Wesen, die fröhlich und hüftenschwenkend durchs Leben gehen. Die Zahl der Polizisten, die in Ausübung ihrer Pflicht verwundet werden,